

*Für alle,
deren Heimatorte
der Kohle weichen mussten*

Schulanfang

*Leben ist das, was passiert,
während du eifrig damit beschäftigt bist,
andere Pläne zu machen.*

JOHN LENNON

Der erste September des Jahres Neunzehnhundertvierundsechzig war ein kühler, bewölkter Tag, an dem sich die Sonne nur gelegentlich hinter den Wolken hervorwagte. In dem unscheinbaren Dorf Nickel, gelegen in einem Winkel Sachsens, den wenige Weltbürger bisher hatten auffinden können, wurde gefeiert. So wie man damals feierte im Land der Spruchbänder und roten Fahnen: geordnet, zackig und ein wenig linkisch, denn die Freude blieb den Menschen im Halse stecken. Den Erwachsenen jedenfalls, die das Leben zu kennen meinten und daran gewöhnt waren, ihre Gefühle zu leugnen. Anders die Kinder, die ahnungslose Versuchskaninchen eines gewaltigen gesellschaftlichen Experiments darstellten und unbekümmert lachten, obwohl man ihnen von nun an die Köpfe füllen würde, um ihr Glück umgehend einzudämmen. Das gab dem Schulanfang seine Bedeutung.

Als der kleine Thomas Kowalski mit der Zuckertüte im Arm stolz und erstaunt vor seiner Mutter stand, hatte er noch nicht den geringsten Begriff von dem, was da auf ihn zukam. Wie aus weiter Ferne nahm er wahr, dass er zusammen mit anderen Kindern in einen großen Raum geführt wurde. Viele Bänke gab es darin mit eigentümlichen Klappsitzen. Diese Sitze musste er lange betrachten und erst, als die Mütter schon alle hinausgegangen waren, suchte er sich einen aus und nahm Platz.

Alle anderen saßen längst und schauten erwartungsvoll zu der jungen Frau, die vor ihnen stand.

„... ich heiße Erdler, Fräulein Erdler.“ Sie sah die Kinder an und lächelte. „Ich bin eure Klassenlehrerin.“

Da keiner etwas sagte, sprach sie weiter: „Die Schule ist etwas sehr Schönes, man kann darin viel lernen und das macht Freude. Wollt ihr gerne lernen?“

Aus der ersten Reihe ließ sich ein zaghaftes „Ja“ hören.

Thomas starrte die Frau an. Sie gefiel ihm so sehr, dass die Worte, die sie sprach, anfangs an ihm vorüberzogen. Allmählich stellte er sich jedoch auf sie ein und begann, zuzuhören.

„Wer von euch kennt schon einen oder zwei Buchstaben?“

„Ich!“, rief Thomas sofort. Immerhin konnte er seinen Namen schreiben.

„Gut“, sagte Fräulein Erdler. „In der Schule ist es folgendermaßen: Wenn der Lehrer etwas fragt, hebt der, der eine Antwort weiß, die Hand. So!“

Sie wies mit dem Zeigefinger senkrecht zur Decke.

„Das nennt man: sich melden. Wenn ihr also im Unterricht etwas sagen wollt, meldet euch.“

Neben Thomas saß Angelika, ein Mädchen aus Persewitz, dem Dorf, in dem er wohnte. Er wollte ihr etwas zuflüstern, doch sie blickte so gespannt nach vorn, dass er es bleiben ließ.

„... auch heute lernen wir schon was. Auf jedem Platz liegen Buntstifte und ein Blatt Papier. Und damit malen wir jetzt eine Zuckertüte.“

Fräulein Erdler drehte sich zur Wandtafel und begann zu zeichnen.

Diese Aufgabe erforderte alle Konzentration, die Thomas zu Gebote stand und das Gebilde, das er nach einiger Zeit zustande gebracht hatte, ließ eine ganze Menge Deutungen zu. Mit dem Stift in der Hand eine gute Zeichnung zu entwerfen, erschien Thomas recht mühevoll und schwierig, denn erst vor kurzem war ihm beigebracht worden, jegliches Werkzeug in die *rechte* Hand zu nehmen. Das empfand er immer noch als Unannehmlichkeit. Die Hand schmerzte vor Anstrengung und das Papier bekam mehrere Löcher. Es gab keine Möglichkeit zu einem zweiten Versuch, denn die Lehrerin begann bereits, die Zeichnungen einzusammeln.

Durch die großen Fenster fiel ein Sonnenstrahl. Thomas beobachtete, wie der Wind die Bäume wiegte und dicke Wolkengebilde am Himmel vor sich her schob. Von weitem hörte er das Geräusch der Stimme Fräulein Erdlers.

Dann wanderte sein Blick ins Klassenzimmer zurück und nahm das braunhaarige Mädchen mit dem langen Pferdeschwanz wahr, das vor

ihm saß. Er hatte sofort Lust, daran zu ziehen, tat es dann aber doch nicht, denn er stellte auf einmal fest, dass sie schrieb. Nicht nur sie, alle schrieben!

Vor ihm auf der Bank lag ein Heft, das er erst jetzt bemerkte. Eilig schlug er es auf und nahm einen blauen Buntstift in die Hand. Was sollte er damit anfangen? Vorsichtig versuchte er, einen Blick in das Heft seiner Banknachbarin zu werfen, die, ohne aufzublicken, mit großem Eifer ihren Stift über das Papier kratzte. Er konnte nichts weiter erkennen als eine Reihe von Strichen. Sie zeichnete einen neben den anderen und hatte schon eine ganze Zeile ausgefüllt.

Gut, wenn das alles war, gab es keine Schwierigkeit. Thomas machte es ebenso. Er füllte zwei Zeilen mit Strichen und hörte die Lehrerin erneut sprechen. Wiederum wehrte sich sein Gedächtnis, zu behalten, was sie sagte. Im Gefühl ihrer angenehmen Stimme versank er in seinen Träumereien und wachte erst auf, als die Mutter neben ihm stand und ihm klar machte, dass sie den Schulanfang nun zu Hause weiterfeiern wollten.

Zu Hause, das bedeutete: ein altes und baufälliges Fachwerkhäus. Wenige Zimmer darin waren bewohnbar, Zimmer voller Kühle und Feuchtigkeit, die sich von unten her ausbreitete und etwa in einer Höhe von einem halben Meter fest in den Wänden verblieb. Von da kletterte sie nur sehr langsam weiter nach oben und überließ den Rest der Arbeit den nassen Segnungen aus der entgegengesetzten Richtung. In den anderen Räumen, die es in diesem Hause gab, rauschte nämlich der Regen stellenweise so stark herunter wie draußen.

Gerda Kowalski, Thomas' Mutter und souveräne Beherrscherin des Hauses, achtete ständig auf das häufige Leeren der Wasserauffangschüsseln, sobald es länger regnete als zehn Minuten. Ihrer Aufsicht unterstanden insgesamt drei Kinder, zwei Katzen, elf Hühner und ein Hahn. Bärbel war gewandt und frech und fast zwei Jahre jünger als Thomas, während der kleine Matthias gerade laufen lernte und auf stolze dreizehn Monate Lebenszeit in dieser Welt zurückblicken konnte.

Die Katzen hörten auf die Namen „Miez“ und „Liese“. Sie durften nur gelegentlich das Haus betreten, denn ihre Erziehung ließ zu wün-

schen übrig. Da es ringsumher genügend Scheunen gab, kämpften weder Menschen noch Katzen um Lebensraum. Über die Hühner lässt sich nicht viel sagen, denn da sie nicht nur Eier legten, sondern den Hof ständig mit „Dreck“ garnierten – Gerda vermied eisern das Wort „Scheiße“ – galt ihre Haltung zwar als notwendig, war aber kein Vergnügen.

Die Familie zählte zu den Zugewanderten, in der Umgangssprache: „Hergelooftne“. Der zweite große Krieg, der die Welt im zwanzigsten Jahrhundert umkremelte, hatte für eine gründliche Entwurzelung vieler Menschen gesorgt. Als Flüchtlinge waren die Kowalskis gekommen, aus Ostpreußen, und sie hatten sich in Persewitz niedergelassen, dem kleinsten Dorf in der Umgebung, von Nickel etwa vier Kilometer entfernt. Sie sprachen erst ein eigenartiges Deutsch, das in Sachsen belächelt wurde, und mit den Jahren stellten sie auf Hochdeutsch um. Für das Sächsisch ihrer Umgebung hatten sie nur Verachtung übrig und versuchten, ihre Kinder in guter Sprache großzuziehen. Das ging recht gut, solange diese so klein waren, dass sie wenig Umgang mit den Sprösslingen der Nachbarn hatten. Bei Thomas kippte die Sache bereits um. Zum Leidwesen seiner Mutter sprach er sogar zu Hause schon Sächsisch, wenn sie dabei war. Und seit sie mit dem kleinen Matthias sozusagen in einer Ganztagsbeschäftigung steckte, konnte sie die beiden Älteren weniger beachten.

An Thomas' Schulanfang blieb Hartmut, sein Vater, zu Hause. Sonst war der genossenschaftliche Kuhstall dessen gewöhnlicher Aufenthaltsort, denn er liebte die Gesellschaft der Tiere mehr als die der Menschen. Doch er sah ein, dass der Schuleintritt seines Erstgeborenen ein Grund zum Feiern war.

Wenige Gäste fanden den Weg zu diesem Dorf, doch jeder von ihnen war für die Kinder ein Ereignis. Für den Nachmittag erwarteten die Kowalskis immerhin einige Verwandte. Opa und Oma mochten wie meistens noch während des Mittagessens eintreffen.

Sobald Thomas eine Gelegenheit fand, sie zu öffnen, naschte er auch schon aus der Zuckertüte und stritt sich mit seiner Schwester. Das führte schließlich dazu, dass ihm die warme Mahlzeit – es gab Hefeklöße, die ihm sonst immer schmeckten – nicht sehr zusagte. Inständig hoffte er, der Aufmerksamkeit seiner Mutter entgehen zu

können. Obwohl sie sein Brüderchen fütterte, fragte sie immer wieder, ob er selber denn nicht noch mehr essen wolle.

Die Großeltern waren mit ihren Fahrrädern etwa eine Stunde unterwegs gewesen und mussten verschnaufen. Die Kleinstadt, in der sie wohnten, lag zwar nicht allzu weit entfernt, doch der Weg enthielt einige Hindernisse, vor allem tiefe Schlaglöcher und Pfützen, die nur selten austrockneten. Außerdem hatte der Gegenwind ihnen zu schaffen gemacht.

Sie hießen Anna und Walter Kowalski. Anna war schwerhörig und gesprächig, Walter dagegen lauschte gern und sagte nichts. Seine Zuneigung galt Tabakspfeifen und dicken Büchern. Auch seine Frau las oft, aber sie liebte das Leben mehr als die Bücher. Sie liebte es so sehr, dass sie es fühlte und die wahre Gestalt der Dinge und Menschen erkannte. Deshalb stieß sie auf Sympathie bei den Kindern und auf Zurückhaltung bei den Erwachsenen. Ersteren brachte sie Süßigkeiten mit und Letzteren Geschichten.

Thomas dachte an seine Zuckertüte und beachtete die zwei Tafeln Schokolade, die ihm seine Großmutter auf den Platz gelegt hatte, überhaupt nicht. Stattdessen sperrte er seine Ohren weit auf, als sie zu erzählen begann.

Am Anfang erschien es ihm schwierig zuzuhören, denn Matthias rebellierte, fuchtelte mit den Ärmchen und versuchte, einen Löffel voll Heidelbeeren mehr oder weniger gleichmäßig auf dem Tisch zu verteilen. Erst nachdem die Mutter ihn beruhigt und gleich darauf in sein Bettchen gelegt hatte, konnte die Oma ungestört berichten, was ihr bei den letzten Verwandtenbesuchen an Bemerkenswertem im Gedächtnis geblieben war.

„Diesmal war ich länger bei der Dora geblieben, sie hat Hilfe gebraucht. Der Alte hat die Frauen wieder ordentlich geschurigelt“, begann sie. Thomas lauschte gespannt, obwohl er überhaupt nicht wusste, worum es ging. Den Namen Dora konnte er noch mit einer Vorstellung verbinden, jedoch der „Alte“ erschien ihm als fremdartiges Schreckgespenst. Er kannte ihn nur aus den Erzählungen seiner Großmutter, und das Bild, das diese von ihm zeichnete, kam dem Jungen nicht gerade freundlich vor. Die Landschaft, in dem jene Dora, die niemand anderes als die Schwester seines Vaters war, und der ominöse

„Alte“ wohnten, nannten sie Vogtland. Das schien nicht allzu weit entfernt zu sein, wiederum auch nicht sonderlich nahe.

„Sie gehorchen ihm alle“, fuhr die Oma fort. „Sie machen immer alles, was er sagt. Und er schikaniert sie Tag für Tag. Nich mal am Sonntag is Ruhe. Da jagt er sie zusätzlich in die Kirche und die ganze Arbeit müssen sie trotzdem noch machen.“

„Aber in der Kirche brauchen sie doch nichts tun“, wollte Gerda einwenden. Sie machte deutliche Mundbewegungen, damit Anna sie gut verstand.

Anna lachte. „Ja, die Kirche bei denen ist schlimm. Grade mit den Frauen! Vor kurzem musste Lohmeiers Monika Abbitte leisten, das ist die Tochter von den Nachbarn dort. Im fünften oder sechsten Monat is sie und so kann es jeder sehen. Dabei war die Verlobung erst vor vier Wochen. Das geht dort einfach nich.“

Gerda schüttelte den Kopf. Sie schien etwas sagen zu wollen, ließ es aber dann sein.

Anna verlor ihren Faden nicht. „Der Pfarrer will niemanden verprellen und war nich begeistert davon. Doch der Alte ist im Vorstand und führt das Wort. Und der herrscht über den Pfarrer, wenn er will. Dem hat er wohl die alten Kirchengesetze vorgehalten. Außerdem hat er es so gedreht, dass die Monika gerade an *dem* Sonntag vortreten sollte, an dem ihr Peter verweist war. Wenn *der* dabei gewesen wäre, hätte es nich geklappt. Der geht nämlich gegen den Alten an, wenn’s draufankommt. Wenn’s aber vorbei ist, bestreitet der Alte, dass er die Sache ingerührt hat. Dann geht’s nich so einfach. So haben sie die arme Frau wirklich vor die Gemeinde gestellt. Und sie hat fast gar nichts gesagt, sie hat in einem fort geflennt. Der Pastor hat ihr den Text vorgesprochen, sie hat genickt und geheult und das war’s.“

Und die Oma lachte. Überhaupt lachte sie sehr oft, meistens ohne erkennbaren Grund. „Die sind ja so dumm in der Kirche dort. Wie soll denn der Mensch die Liebe bereuen? Gott hat ihn doch so geschaffen, oder nich? Die Monika is hübsch, die haben ihr *alle* gerne hinterher geguckt, auch die Männer vom Vorstand.“

„Du gehst doch selber immer in die Kirche“, versuchte Gerda einzuwenden. Thomas amüsierte sich über ihre Mundbewegungen, sie wollte allzu deutlich artikulieren.

„Ich kann mich da gut ausruhen, ich habe mich dran gewöhnt. Es schadet mir ja nichts, meistens verstehe ich gar nich, was sie sagen. Alle Leute, die ich gut kenne, gehen sonntags dahin, da kann ich genauso gehen, einfach mit Walter mit. So war immer der Brauch und warum soll ich den Brauch ändern? Die Kommunisten machen nich mit, die machen Revolution. Und jetzt wollen sie sogar herrschen, aber das alles ist nichts für ‘ne alte schwerhörige Frau.“

Auch diesen Satz beendete sie mit einem lauten Lachen.

Hartmut runzelte die Stirn. Er kam mit der Einstellung seiner Mutter nicht so ganz klar.

Sie musste es bemerkt haben und redete munter weiter: „Gott is es doch gleich, ob ich in die Kirche gehe oder nich. Jesus war auch lieber im Freien unterwegs. Wenn es Abendmahl gibt, da hab ich was davon, aber wenn sie predigen, verstehe ich sowieso nur ab und zu was.“

In diesem Augenblick hupte draußen ein Auto.

„Erwin und Dora“, meinte Gerda, leicht verwundert. „So zeitig?“

Bärbel und Thomas sprangen von ihren Plätzen und rannten auf den Hof. Erstens begrüßten sie jeden Gast am liebsten zuerst und zweitens lockte das Auto. In einem Dorf, in dem außer dem täglich vorfahrenden Milchauto und der LANZ-BULLDOG des ehemaligen Rittergutsverwalters kein weiteres technisches Wunderwerk existierte, galt jedes motorbetriebene Fahrzeug als Attraktion, vor allem für die Kinder.

Es war ein MOSKWITSCH, ein in jenen Jahren in Sachsen noch nicht allzu verbreiteter Typ. Onkel Erwin hatte ihn erst vor kurzem erworben. Als er ausstieg und Thomas begrüßte, sah er sofort, was den Jungen interessierte und sagte verschmitzt: „Nachher zeig ich ihn dir. Abgemacht?“

Thomas nickte. Dabei wusste er, dass es lange dauern konnte, bis „nachher“ eintrat.

Die beiden Besucher kamen aus dem Vogtland und es war, als ob sie soeben als lebendiger Bestandteil des großmütterlichen Redeflusses auftraten. Erwin wirkte ziemlich raumfüllend, sobald er das Haus betreten hatte. Seine Größe und Breite wurde durch eine laute Stimme unterstrichen und jeder seiner Schritte klang schwer und bedeutsam. Dora hingegen, seine Frau, bildete einen beinahe makabren Kontrast.